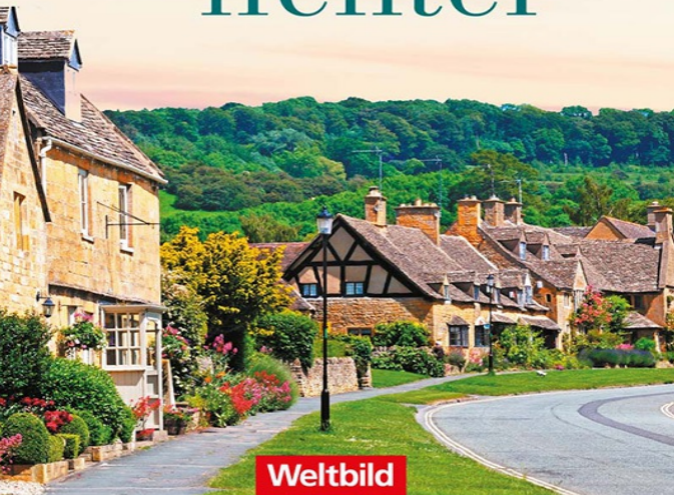


*Joanna
Trollope*

Herbst- lichter



Weltbild

Eine Frau rebelliert gegen traditionelle Wertevorstellungen und geht ihren eigenen Weg

Annas Mann, der Landpfarrer Peter Bouverie, wartet schon lange auf seine Beförderung zum Erzdiakon, doch sie bleibt aus. Seine Enttäuschung und finanzielle Probleme machen für Anna das Leben im kleinbürgerlich-puritanischen Loxford zusehends unerträglicher. Doch als sie dann die Initiative ergreift, um das wenige Familieneinkommen aufzubessern, und sich auch nicht scheut, einen Job im Supermarkt anzunehmen, sind sowohl Peter als auch die Frauen der Gemeinde schockiert. Während ihre Ehe quasi nur noch auf dem Papier besteht, erfährt Anna von einem anderen Mann Bewunderung und Anerkennung.

Joanna Trollope

Herbstlichter

Roman

Aus dem Englischen von Rudolf Hermstein

Weltbild

Die Autorin

Joanna Trollope ist eine der erfolgreichsten Autorinnen Großbritanniens – ihre Romane stehen dort regelmäßig an der Spitze der Bestsellerlisten. Sie hat zwei Töchter und zwei Stiefsöhne und ist mittlerweile auch Großmutter geworden. Joanne Trollope lebt in London.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel *The Rector's Wife*.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1991 by Joanna Trollope

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1994 by Wilhelm Heyne Verlag, in der Penguin
Random House Verlagsgruppe GmbH, München

Übersetzung: Rudolf Hermstein

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-956-5

Für Antonia

1. Kapitel

Es waren wie üblich fünf Frauen, die am Dorfplatz auf den Schulbus warteten. Und wie üblich redeten sie plötzlich anders – lauter, befangener –, als Mrs. Bouverie auftauchte, und die zwei jüngeren in ihrer Allwetterkluft (Jeans, Stöckelschuhe, keine Strümpfe) versteckten ihre Zigaretten hinter dem Rücken. Es war, dachte Mrs. Bouverie, als ob sie die Schuldirektorin wäre. Aber sie war noch etwas Schlimmeres, sie war die Frau des Pfarrers.

Jeden Werktagnachmittag, außer in den Ferien, hielt der Schulbus aus Woodborough am Dorfplatz von Loxford und entließ neun Kinder. Das Empfangskomitee der Mütter war stets zur Stelle, zum Teil aus elterlichem Pflichtbewusstsein, hauptsächlich aber deshalb, weil diese zehn Minuten auf dem Dorfplatz Gelegenheit zum Tratschen boten wie in früheren Zeiten die zehn Minuten am Dorfbrunnen. Wenn die Kinder laut schreiend die Stufen des Busses heruntergetrampelt kamen, betrachteten ihre Mütter sie mit einer Mischung aus Widerwillen und Stolz, als wären sie jeden Nachmittag aufs Neue verblüfft, dass es ihnen gelungen war, derart unsympathische Kinder in die Welt zu setzen. Als Letztes stieg jedes Mal das älteste Kind aus, Flora Bouverie. Mit vollgestopften Plastiktüten und halb fertigen, zerbrechlichen Bastelarbeiten stolperte sie die Stufen herunter und hielt mit zusammengekniffenen Augen Ausschau nach ihrer Mutter. Sie nahm im Schulbus grundsätzlich die Brille ab, weil sie ihr sonst garantiert jemand herunterriss und durchs Fenster ins Gebüsch warf. Mrs. Bouverie wusste das, und sie wusste auch, dass die Mütter von Loxford sie verachteten, weil sie eine Zehnjährige noch abholte. Hätte sie gesagt: »Das soll nur eine klägliche Entschädigung dafür sein, dass sie den ganzen Tag die Grundschule Woodborough erduldet, die eine völlig falsche Schule für sie ist«, hätten sie sie noch mehr verachtet. »Pervers«, sagte Flora und ließ ihrer Mutter die Tüten vor die Füße fallen.

Sie wühlte in den Taschen ihres Dufflecoats, bis sie ihre Brille fand. »Ich kann diesen Mantel nicht ausstehen. Ich seh' damit aus wie ein Penner.« Flora setzte ihre Brille auf und sah zu ihrer Mutter hoch. Ihre Augen

wirkten vergrößert und verschwommen hinter den Gläsern.

»Was bedeutet ›debig?«

»Wörtlich soviel wie geistig zurückgeblieben.«

Flora sah den Dorfkindern nach, die kreischend über die Dorfwiese ausschwärmten und ihre Mütter umkreisten wie Möwen ein Schiff.

»Genau!«, rief sie hinter ihnen her.

Eine der Mütter drehte sich um. Sie arbeitete fast jeden Abend im Pub und war die selbst ernannte Ulknudel des Dorfes, unbarmherzig in ihrem zwanghaften Frohsinn.

»Bis morgen, Mrs. B.! Und nicht zu spät kommen!«

Alle lachten, gackernd und schuldbewusst.

»Wieso sagt die das?«, wollte Flora wissen.

»Ich komme meistens zu spät zum Bus. Ich muss das letzte Stück laufen. Und sie sehen mir dabei zu. Das ist alles.«

»Also ehrlich gesagt«, sagte Flora, während sie sich nach ihren Taschen bückte, »ich finde das einfach pervers.«

»Was du alles für hochgestochene neue Wörter anbringst ...«

»Aus der Englischstunde«, bemerkte Flora knapp. »Wir mussten jeder sechs Wörter aus einer Zeitung herausuchen. Wir holen uns im Englischunterricht alles aus Zeitungen.« Sie legte eine Pause ein. »Ich hab' ›Flatulenz‹ gefunden. Das bedeutet Rülpsen ... und das andere.«

»Furzen«, sagte Anna. Aus Protest gegen die an der Schule gängige Gossensprache wich Flora immer öfter in eine unnatürlich gewählte Ausdrucksweise aus.

»Ja«, sagte Flora mit abgewandtem Gesicht.

Anna bückte sich, um Flora die eine oder andere Tüte abzunehmen.

»Komm, gehen wir. Gleich gibt's Tee. Außerdem fängt's an zu regnen.« Ungemütliche kleine Windstöße fuhren durch eine übervolle Mülltonne und verstreuten Chips-Tüten. Sie bliesen Anna und Flora feucht-kalte Luft ins Gesicht und sprenkelten Floras Brille mit winzigen Regentröpfchen. Die Mütter mit ihren Kindern waren schon außer Sicht; nur noch schwach drangen die Schreie von den Gemeindehäusern auf dem ansteigenden Grund hinter dem Dorfplatz herüber. Sonst war niemand unterwegs, und so würde es auch bleiben, bis in der Abenddämmerung die Männer von der Arbeit heimkamen.

»Warum«, sagte Flora im trostlosen Tonfall von jemand, der eine aus tiefstem Herzen kommende Frage immer und immer wieder stellt und nie eine Antwort bekommt, »warum muss Schule so scheußlich sein?«

Die Kirche von Loxford war im Mittelalter erbaut worden; sie hatte einen viereckigen Turm und über der Tür auf der Südseite ein normannisches Tympanon mit einer Darstellung der Höllenqualen. Das alte Pfarrhaus von Loxford war georgianisch und aus dem gleichen hellgelben Stein erbaut wie die Kirche; es stand hinter einem großmächtigen zweiflügeligen Tor, auf dessen Pfosten Adler aus Stein prangten. Das neue Pfarrhaus von Loxford war aus Backstein und stammte aus den frühen Sechzigerjahren. Es hatte, wie Anna Bouveries Mutter sagte, den Charme eines Wartehäuschens an einer Bushaltestelle.

Das einzig Schöne daran war die Lage. Das Haus war auf einem Stück Pfarrland hinter der Kirche erbaut worden und hatte eine schmale Zufahrt längs der Kirchhofsmauer, die sie gegen die Gasse abschirmte und von den anderen Häusern trennte. Die Vorderfenster gingen zur Kirche hin, und aus den hinteren sah man über Felder und Wiesen zu einer Kette sanft gewellter grüner Hügel, von denen einer, der am weitesten entfernte, auf der Kuppe ein dunkles Wäldchen trug, das wie ein großer Tintenklecks aussah. Als Peter und Anna zum Vorstellungsgespräch gekommen waren, hatte Anna sehnsüchtig zu den Hügeln hinübergeschaut, statt sich die enge Küche und das mickrige kleine Wohnzimmer anzusehen, und hatte Peter zur Annahme gedrängt. »Wir müssen einfach hierherziehen«, hatte sie gebettelt. »Du musst einfach Ja sagen.«

Er hatte Vorbehalte gehabt. Vorbehalte dagegen, der einzige Pfarrer für fünf Gemeinden zu sein – Teamarbeit mit einem Amtsbruder wäre ihm lieber gewesen –, noch mehr aber gegen eine Pfarrstelle auf dem Dorf überhaupt. Und wenn er ...? Würde er ...?

»Solange du wartest, dass der liebe Gott es dir in Großbuchstaben aufschreibt«, hatte Anna ihn schließlich angeschrien, in ihrer Empörung jede Diplomatie außer Acht lassend, »nehme ich euch beiden die Entscheidung ab. Wir gehen nach Loxford.«

Nach Loxford. Loxford mitsamt Quindale, Church End, New End und

Snead. Nach sechs Jahren in einem Slum von Birmingham, dachte Anna, hat man nur noch den einen Wunsch: keinen Müll mehr auf seiner Haustürschwelle zu finden und seinen Garten voller Würmer statt weggeworfener Spritzen und gebrauchter Kondome zu sehen. Sechs Jahre! Sechs Jahre, in denen sie Charlotte und Luke aufgezogen hatte, mit Maschendraht innen am Fenster des Kinderzimmers und Sicherheitsvorkehrungen, auf die man sich in Alcatraz etwas eingebilddet hätte, bloß damit Gemeindeglieder, die ihren Pfarrer brauchten, nicht bis zu ihm vordringen konnten. Flora war unmittelbar nach ihrer Ankunft in Loxford gezeugt worden, aus schierer Erleichterung. Anna hatte das Gefühl, sie hätte gleich darauf noch ein Kind bekommen sollen, als Gefährten für Flora, hatte sich aber eingestehen müssen, dass ihr – ganz im Gegensatz zu früher – überhaupt nicht danach war, noch einmal schwanger zu werden.

Während sie mit Flora an der Kirchhofsmauer entlang zum Haus ging, sagte Anna: »Was ist eigentlich mit Marie? Ich dachte, sie ist deine Freundin.«

»Die ist nach Deutschland«, sagte Flora und blieb stehen, um die Mauer anzuschauen, an der das Moos schon rundliche kleine Kissen bildete.

»Mit ihrem Vater. Der ist Corporal.«

Die Hälfte der Kinder in Floras Schule stammte aus Soldatenfamilien. Sie wohnten eine Zeit lang in einem der großen Wohnblöcke für Armeeangehörige, die es in der ganzen Gegend gab, und dann verschwanden sie wieder. Flora beneidete sie, weil sie alles, was ihr Herz begehrte, verbilligt in der NAAFI kaufen konnten. Geld war für sie selbstverständlich. Flora, in deren Familie es kaum zum Nötigsten reichte, wusste es besser.

Sie stellte ihre Tüten auf den Boden und löste eins der grünen Moospolster von der Mauer ab.

»Schau ...«

Flora war schon immer eine Trödlerin gewesen. Als sie noch klein war, waren Spaziergänge mit ihr eine übermenschliche Geduldprobe gewesen, weil sie sich an jede Pfütze hockte, mit einem Stöckchen bedächtig das Wasser umrührte und Tausende von Steinchen aufklaubte, die sie mit Hingabe sauber machte und unendlich liebevoll in

Taschen verstaute, die schon vor lauter Kieseln zu platzen drohten. Und wehe, man wollte ihr helfen oder drängte zur Eile, dann brüllte sie wie am Spieß.

»Jetzt regnet es aber richtig«, sagte Anna.

Sie musste Flora etwas zu essen machen, im Kamin Feuer anzünden, das Esszimmer für die Sitzung des Kirchenvorstands am Abend aufräumen und das Abendessen herrichten. Und dann war da auch noch ihre Übersetzungsarbeit. Für ein kärgliches Seitenhonorar übersetzte Anna technische Fachbücher aus dem Deutschen und Französischen. Die Arbeit war öde, aber sie fiel nicht auf. Man hatte Peter bedeutet, dass man es in seinen fünf Dörfern gar nicht gerne sehen würde, wenn seine Frau einer Arbeit nachginge.

»Sie werden feststellen«, hatte Colonel Richardson nicht ohne Mitgefühl gesagt, »dass das viel böses Blut machen würde. Sehr viel. Vor allem bei denen, die nicht in die Kirche gehen, aber« – er sah Peter an – »es eines Tages vielleicht doch tun könnten.«

Peter hatte das Anna nicht erzählt. Es wäre sinnlos gewesen, sie hätte nur gelacht. Ihre angeborene Lebhaftigkeit und ihr persönlicher Charme hatten sie oft zu der Ansicht verleitet, andere würden sich früher oder später schon dazu bequemen, die Dinge mit ihren, Annas, Augen zu sehen, und das hatte oft katastrophale Folgen gehabt. Zumindest hatte Peter sie katastrophal gefunden, und er wäre wieder zum gleichen Urteil gelangt, wenn Anna es sich in den Kopf gesetzt hätte, Colonel Richardson mit ihrem Charme dazu zu bringen, seine Meinung über berufstätige Pfarrersfrauen zu revidieren. Um dem von vornherein einen Riegel vorzuschieben, hatte Peter lediglich gesagt, er wäre ihr sehr dankbar, wenn sie fürs Erste einer ruhigen Arbeit nachgehen könnte. Sie hatte früher drei Vormittage in der Woche in Birmingham unterrichtet, an einer Sprachenschule mit einem Kindergarten, der von einer aufgeklärten Belgierin geleitet wurde, und in den auch Charlotte und Luke gingen, bis sie eingeschult wurden. Also hatte sie zu Peter gesagt: »Unterrichten ist doch eine sehr ruhige Arbeit, nicht wahr?«

»Nein«, sagte er. »Nicht unauffällig genug.«

Da waren sie gerade sechs Monate in Loxford. Sie war glücklich in ihrer

Schwangerschaft und erfreute sich immer noch an der Hügellandschaft. Dann sah sie in der Zeitung das Angebot für eine technische Übersetzerin. Es fiel ihr nicht schwer, sich die Fachwörter anzueignen, aber es machte ihr auch keinen Spaß. Wie seltsam, dachte sie manchmal, so viel über Technik zu wissen, noch dazu in drei Sprachen, und trotzdem kaum in der Lage zu sein, ohne illustrierte Anleitung auch nur einen Stecker auszuwechseln. Um auf einen Verdienst zu kommen, der mit bloßem Auge gerade noch auszumachen war, musste sie fünfzig Seiten pro Woche übersetzen, eine Sträflingsarbeit, die sie als so unumgänglich anzusehen versuchte wie das Zähneputzen und Fußbodenschrubben. Zehn Jahre waren es jetzt, und zweieinhalbtausend Seiten pro Jahr. Besser, sie dachte nicht daran, sonst verlor sie womöglich noch einmal die Beherrschung, wie damals, als sie eine Schüssel mit Äpfeln nach Peter geworfen hatte. Sie hatte ihn nicht getroffen, die Schüssel war zerbrochen. Es war eine blau-weiße Keramikschüssel gewesen, die Peters Mutter Kitty ihnen einmal vom Urlaub in Südspanien mitgebracht hatte. Die Äpfel waren im ganzen Zimmer herumgekollert. Einen hatte sie Monate später unter dem Gemüseregal gefunden, auf die Größe einer Walnuss geschrumpft, runzlig, dunkelbraun und nach Most riechend.

»Wo ist Daddy?«, erkundigte sich Flora, während sie ihr Moospolster behutsam auf den Küchentisch legte.

»Beim Bischof.«

»Wow«, machte Flora. Sie drückte leicht auf das Moos und sah zu, wie erdbraunes Wasser daraus hervorsickerte. »Warum?«

Anna, die Brot aufschnitt, log sie an: »Ich weiß es wirklich nicht.« Der Bischof war einmal in der Grundschule Woodborough gewesen, um eine Andacht abzuhalten. Flora hatte ihren Klassenkameraden unklugerweise gesagt, der Bischof werde eine purpurne Robe tragen und ein großes Kreuz um den Hals und einen dicken Ring mit einem Stein wie ein Bonbon. Er kam dann im dunklen Anzug mit schwarzem Hemd und hielt die Hände gefaltet, sodass keiner sah, ob er überhaupt einen Ring trug, geschweige denn einen mit einem Stein so groß wie ein Bonbon. Es war ein schwarzer Tag für Flora gewesen, und seither war sie nicht gut auf den Bischof zu sprechen.

»Hättest du gern Käse auf dein Sandwich?«

»Wenn du mich schon fragst«, sagte Flora, »lieber wäre mir Schoko-Haselnusscreme«, obwohl sie genau wusste, dass keine da war.

Anna durchschaute das Spiel und wartete ab.

»Oder Schwarzkirschenmarmelade. Schweizer.«

Schweigen.

»Oder Räucherlachs«, sagte Flora erfinderisch. Sie hatte noch nie welchen gegessen.

»Na gut, Käse«, meinte sie schließlich.

»Käse, bitte. Ich frage mich sowieso, warum ich dir das Brot richten muss. Warum machst du's dir nicht selbst?«

Flora drehte die Handflächen nach oben und zuckte die Achseln.

»Woher soll ich das wissen?«

»Flora«, sagte Anna, »hast du für morgen Hausaufgaben?«

»Sei still, sei still, sei still ...«

Wieder wartete Anna ab. Sie sah Flora fassungslos und voller Mitleid an.

Charlotte und Luke waren in der Schule gut mitgekommen, hatten Freunde gewonnen und problemlos jede Mode mitgemacht und hinter sich gelassen. Charlotte studierte inzwischen an der Universität, Luke machte sein letztes Collegejahr. Ganz anders Flora. Sie war intelligenter als ihre beiden Geschwister, aber auch reservierter, verletzlicher.

Manchmal sagte sie, auf die Schule bezogen: »Aber ich kann mich nicht richtig unterhalten«, und sie hatte recht. Eine gewisse

Kompromisslosigkeit in ihrem Charakter hinderte sie daran zu begreifen,

was sie falsch machte. Ihr frustriertes Springen, wobei ihr dichtes,

dunkles, schlichtes Haar – Annas Haar – auf und ab wippte wie

Hundeohren, war nichts anderes als der blindwütige Ausdruck dafür,

wie sie sich fühlte, wenn sie an die Schule erinnert wurde, eine Welt, in

der sie ein für alle Mal zur Außenseiterin abgestempelt war.

Anna legte das Sandwich auf einen Teller und stellte diesen auf den

Tisch neben das Moos.

Flora hörte abrupt auf und sagte: »Ich hab' meine Flöte vergessen.«

»Ist das schlimm?«

»Na klar!«, sagte Flora mit steigender Stimme. »Ich hab' morgen meine Stunde, ich muss noch üben ...«

Das Telefon klingelte.

»Das tut mir leid«, sagte Anna in den Hörer, »mein Mann ist nicht zu Hause. Er müsste aber bis sechs zurück sein. Könnten Sie ... ach, verstehe. Und er hat Ihnen wirklich versprochen, bei Ihnen vorbeizukommen? Ja, gut. Ich sage es ihm. Mrs. Simms, 7 New End. Wiederhören.«

Sie legte auf.

»Daddy hat anscheinend vergessen, dass er Mrs. Simms in Woodborough General besuchen wollte.«

Das Telefon klingelte schon wieder.

»Nein«, sagte Anna, »mein Mann ist noch nicht zurück.«

Flora kam ganz nahe heran und sagte lautlos: »Meine Flöööte. Meine Flöööte.«

»Eine Trauung im Mai. Tut mir leid, aber er hat seinen Terminkalender mitgenommen. Könnten Sie noch einmal anrufen? Vor halb acht bitte, er hat noch eine Sitzung. Nein«, sagte Anna, »nein. Es macht ihm nichts aus, dass Sie keine Kirchgänger sind.«

»Und ob es ihm was ausmacht«, sagte sie, als sie den Hörer aufgelegt hatte. »Aber er darf es sich nicht anmerken lassen.«

»Meine Flöte.«

»Flora«, sagte Anna und strich sich die Fransen aus der Stirn, »ich kann dir auch nicht helfen mit deiner Flöte. Daddy hat das Auto. Und ich muss jetzt noch eine Stunde arbeiten.«

Flora wandte sich ab und warf sich mit dem Gesicht nach unten über den Küchentisch, wobei sie nur knapp das Sandwich verfehlte.

»Das ist ja grauenhaft«, quengelte sie. »Richtig pervers.«

Sie trat nach einer ihrer Plastiktüten. Ganz langsam ging die Naht auf und eine Flöte rollte lautlos auf den Küchenboden.

Anna arbeitete an einem kleinen Tisch im Schlafzimmer. Es war ein asiatischer Tisch, den ihre Mutter ihr geschenkt hatte, die eine Schauspielerin der alten Schule war und ein Faible für großzügige Gesten hatte. Der Tisch war aus Bambus, scharlachrot lackiert, und die Platte war mit vergoldeten Pfingstrosen bemalt. Er trug klaglos seine Bücherlast und Annas Schreibmaschine, das Geschenk einer Frau, die bei einer Londoner Zeitung arbeitete und nur an den Wochenenden

aufs Land kam. Sie hatte beteuert, sie sei der Maschine überdrüssig geworden, brauche sie nicht mehr. »Von mir aus können Sie sie auch zum Flohmarkt bringen«, hatte sie Anna gesagt, um ihr die Annahme zu erleichtern. »Ich habe meinen Stolz«, hatte Anna gesagt und die Maschine genommen, »aber keinen falschen Stolz. Herzlichen Dank.« Es war eine elektrische. Die ordentlichen, sauber getippten Manuskriptseiten waren Annas Verleger viel lieber als die charaktervollen Produkte ihrer betagten Reiseschreibmaschine. Anna setzte sich an die Maschine und sah die halbe Seite an, die sie am Vormittag übersetzt hatte. Sie dachte an Peter.

Inzwischen hatte er sich sicher schon vom Bischof verabschiedet und war auf dem Weg zum Wagen. Er wusste schon, was sie beide von der Zukunft zu erwarten hatten. Sie schaute aus dem Fenster und sah den braunen Streifen des gepflügten Ackers, dahinter die Weiden am Fluss und noch weiter weg die aufsteigenden grünen Hänge, die jetzt mit den ersten Schafen des Jahres gesprenkelt waren. In einem Monat, dachte sie, schon in einem Monat werde ich vielleicht eine ganz andere Aussicht haben. Und mehr noch, vielleicht werde ich nie wieder ein deutsches Wort lesen müssen, außer auf einer Speisekarte in einem Restaurant am Rhein, wo wir wie andere auch hinfahren werden, um einmal richtig Urlaub zu machen, anstatt immer nur in den schimmlichen Cottages oder billigen Ferienhäusern anderer Leute zu wohnen, denen wir dann auch noch über die Maßen dankbar sein müssen. Sie schaute zur Schlafzimmerdecke hinauf, wo noch ein heller Fleck an einen Rohrbruch vor über einem Jahr erinnerte. Über dieser Decke und über dem Hausdach wohnte Gott, der allwissende, allgegenwärtige Gott. »Versuch du mal, als Erwachsener von neuntausend Pfund im Jahr zu leben«, sagte sie zu Ihm und beugte sich seufzend über ihre Schreibmaschine. Das Telefon klingelte.

Luke Bouverie verpasste den letzten Bus von Woodborough nach Loxford und musste per Anhalter nach Hause fahren. Das passierte ihm fast jeden Abend, und er war längst zu dem Schluss gekommen, dass das eine einfachere und interessantere Art zu reisen war, zumal er mit seinem Aussehen, seinem Packen Schulbücher und seiner Magerkeit

immer gleich mitgenommen wurde. Nur einmal, letzten Herbst, war er an den Falschen geraten, einen gut gekleideten Mann in einem Mercedes, der Luke gebeten hatte, mit ihm nach Devon weiterzufahren, ihm ein Abendessen und eine Übernachtung im Hotel angeboten, ihm die Hand auf den Oberschenkel gelegt und sich überhaupt ziemlich bedrohlich benommen hatte. Luke, sonst dafür bekannt, dass er nie die Nerven verlor, war in Panik geraten. Zu seiner eigenen Überraschung hatte er plötzlich wieder mit der Stimme gesprochen, die er vor der Pubertät gehabt hatte. »Nehmen Sie sich in Acht, mein Vater ist Pfarrer!« Der Wagen hatte angehalten, und der Mann hatte ihn aufs Übelste beschimpft und Ausdrücke gebraucht, von denen Luke zu seinem Leidwesen die meisten inzwischen vergessen hatte. Am ganzen Leib zitternd, hatte er eine Meile außerhalb von Snead am dunklen Straßenrand gestanden. Er hatte zu Fuß heimgehen müssen, dreieinhalb Meilen, aber zum Glück waren seine Eltern ausgegangen, zu irgendeinem Treffen mit anderen Geistlichen, und Trish Pardoe passte auf Flora auf. Trish stellte nie Fragen; sie war nur daran interessiert, den neuesten Klatsch loszuwerden. An dem Abend sagte sie: »Von Quindale rüber wärs du nicht durchgekommen, da ist alles überflutet, von Briar Farm über die Straße bis zum alten Wasserturm, drei Fuß tief, ein Bruch in der Hauptwasserleitung«. Und Luke hatte »Ja« gesagt und war in die Küche gegangen, um den Kühlschrank zu plündern.

An diesem Abend nahm ihn Mike Vinson mit, der als Elektriker bei einer Firma in Woodborough arbeitete und das Cricket-Team von Loxford trainierte. Er und seine Frau hatten ihr kleines Haus am Dorfplatz im Do-it-yourself-Verfahren derart aufgeputzt, dass man jetzt vor lauter pseudogeorgianischem Schnickschnack die einstige schlichte Schönheit nicht mehr ahnte. Mike Vinson hatte Respekt vor der Kirche. Er betrat sie zwar nie, aber er fand, die Kirche sei der richtige Ort für Hochzeiten und Taufen und Beerdigungen, und baute bereitwillig die Beleuchtungsanlage für das alljährliche Krippenspiel auf, einschließlich des stimmungsvollen Spotlights für Mutter Maria. Nachher würde er seiner Frau sicher beiläufig erzählen, dass er den jungen Luke Bouverie im Auto mitgenommen hatte. »Netter Junge«, würde er sagen. »Und so wohlherzogen.« Und er würde mit dem guten Gefühl zu Bett gehen, den

Sohn des Pfarrers nach Hause gefahren zu haben.

Luke sagte: »Ich bin ein hoffnungsloser Fall. Regelmäßig verpasse ich den Bus.«

»Bald wirst du selber fahren«, sagte Mike. »Im eigenen Auto und so. Ein ganz anderes Leben.«

»Ja«, sagt Luke, plötzlich niedergeschlagen. Er hatte mit dem Auto geübt, aber für Fahrstunden war kein Geld da, ganz zu schweigen von einem eigenen Auto. Nicht einmal der Familienwagen gehörte seinem Vater, sondern war irgendwie von der Kirche geliehen. Das Antragsformular für die Fahrprüfung lag unausgefüllt in dem Gerümpel auf Lukes Nachttisch, seit er siebzehn geworden war. Anna hatte ihm Fahrstunden versprochen. »Sobald wir Bescheid wissen.« –

»Worüber?« – »Wart's nur ab«, hatte sie lächelnd gesagt. »Es dauert nicht mehr lange.«

»Und was willst du mal werden?«, fragte Mike. »Pfarrer wie dein Vater?«

»Da können Sie lange warten!«, hätte Luke beinahe gesagt, aber er verkniff es sich im letzten Moment aus Solidarität mit seinem Vater.

»Künstler«, sagte er.

Mike versuchte vergeblich, sich etwas Konkretes darunter vorzustellen.

»Bühnenbildner«, erklärte Luke. »Ich will Bühnenbildner beim Theater werden.«

Mike nickte. Ihm fehlte der Wortschatz, um die seiner Meinung nach angemessenen Fragen zu stellen. »Netter Junge«, wollte er Sheila nachher sagen, »und künstlerisch begabt. Interessiert sich für Theaterstücke.« Sheila hatte viel fürs Theater übrig. Als er sie kennengelernt hatte, im Urlaub in Bournemouth, war sie begeisterte Laiendarstellerin gewesen. Aber ihm zuliebe hatte sie damit aufgehört. Ihm war der Gedanke unangenehm gewesen, dass sie andere Männer küsste, und sei es auch nur in Show Boat.

»Und dein Vater? Ist er einverstanden?«

»Ich glaub' schon«, sagte Luke.

»Und deine Mutter?«

Es sollte möglichst unbefangen klingen. Nach Mikes ganz persönlicher Meinung – über die er weder mit Sheila noch in der Bar im The Coach

and Horses in Quindale sprach – war Anna Bouverie, nun ja, etwas Besonderes; nicht nur, dass sie gut aussah, da war noch was anderes, etwas ...

»Die ist sehr dafür.«

Mike riss sich zusammen. »Du bist ja schon lange hier.«

»Ja, seit meinem achten Lebensjahr.«

»Ein Pfarrer«, sagte Mike, auf einmal interessiert, »was hat der eigentlich so zu erwarten? Ich meine, gibt's da auch so eine Art Stufenleiter?«

»Was?«

»Beförderungsaussichten, meine ich. Was wird seine nächste Stellung sein?«

Luke dachte nach.

»Na ja, er ist Landdekan, also ist die nächste Stufe wohl Erzdiakon.«

Mike schlug mit der Hand aufs Lenkrad.

»Mann, dann wird er womöglich noch Bischof! Was meinst du?«

»Ich weiß nicht«, sagte Luke. In letzter Zeit war sein ganzes Sinnen und Trachten so sehr darauf gerichtet, von Loxford wegzukommen, dass er bei dem Gedanken erschrak, sein Vater könnte die gleichen Träume haben.

»Er ist glücklich und zufrieden hier«, sagte er mit fester Stimme. Er wollte nicht, dass seine Eltern von Loxford wegingen. Nur er allein wollte weg. Sie sollten da bleiben, wo er sie sich vorstellen konnte. Das Ortsschild von Loxford leuchtete kurz in den schwarzen Hecken auf.

»Ein schönes Dorf«, sagte Mike Vinson, »einfach toll. Ich selber bin ja in Harlesden aufgewachsen. Du weißt gar nicht, wie gut du's hast, dass du hier groß geworden bist.« Zuvorkommend fuhr er bis ans andere Ende des Dorfplatzes und setzte Luke bei der Kirche ab.

»Sehr nett von Ihnen«, sagte Luke. »Vielen Dank.«

Er ging die Zufahrt hinauf. In den Fenstern des Pfarrhauses brannte Licht hinter den zugezogenen Gardinen. Sein Vater war anscheinend noch nicht zurück, denn der hätte längst jede zweite Lampe wieder ausgeknipst. An manchen Abenden war es fast so, als ob seine Eltern mehrmals hintereinander die Runde durchs Haus machten – seine Mutter machte die Lichter an, sein Vater schaltete sie wieder aus. »Das ist doch

wohl der bescheidenste Luxus«, sagte seine Mutter manchmal, und dann erwiderte sein Vater, ohne sie anzusehen: »Nein, das ist provozierend.« Luke dachte, da sein Vater offensichtlich noch nicht zu Hause war, konnte er ja bei seiner Mutter schon ein bisschen vorfühlen, wegen seiner Pläne für den Sommer.

Sie war in der Küche. Sie hatte den bauschigen roten Rock an, den sie sich aus einem Vorhang geschneidert hatte, den irgendjemand einmal zum Wohltätigkeitsbasar gegeben hatte, und einen schwarzen Pullover mit Polokragen. Die Haare hatte sie sich mit dem indischen Halstuch hochgebunden, das Luke ihr zu Weihnachten geschenkt hatte. Sie war dabei, Zwiebeln zu schneiden. Flora saß am Küchentisch, hatte ein Notenheft an eine Milchflasche gelehnt und absolvierte ihre langsamen, unerfreulich anzuhörenden Übungen auf der Flöte.

Anna unterbrach ihre Arbeit und hielt Luke die von Zwiebeltränen feuchte Wange hin.

»Du hast den Bus verpasst.«

»Aber nicht Mike Vinson.«

Luke versetzte Flora einen sanften Stoß. Sie quiekte.

»Wo ist denn Dad?«

»Noch nicht zurück«, sagte Anna.

Luke lud seine Bücher auf dem Tisch ab. Sie rutschten nach der Seite weg und stießen die Milchflasche um, und die Milch lief über Floras Notenheft. Anna mischte sich nicht ein. Sie nahm mit beiden Händen die Zwiebelringe auf und gab sie in die Pfanne auf dem Herd. Ungeschickt versuchte Luke, mit einem Küchenhandtuch die verschüttete Milch aufzuwischen. Flora stand wie versteinert da und wusste nicht, ob sie schreien oder kichern sollte. Das Klingeln des Telefons befreite sie aus ihrem Dilemma.

»Bitte geh du ran, Flora«, sagte Anna. »Ich hab' Zwiebelsaft an den Händen. Sag, dass Daddy noch nicht da ist. Sag, sie sollen nach neun noch mal anrufen, nach der Sitzung.«

»Sag ihnen, sie sollen nie wieder anrufen«, schlug Luke vor.

»Hallo, Oma«, sagte Flora angenehm überrascht. »Nein, ich hab' einen absolut perversen Tag gehabt. Nein, bin ich nicht! Bin ich nicht! Okay, ich hol' sie dir.« Sie hielt den Hörer angewidert von sich. »Oma sagt, ich

wär' immer so melodramatisch.«

»Das sind keine Allüren, weißt du«, sagte Anna zu ihrer Mutter, nachdem sie den Hörer genommen hatte. »Sie spielt dir nichts vor.«
Laura Marchant ging nicht darauf ein. »Ist er zurück?«, fragte sie atemlos. »Ist Peter zurück?«

»Nein.«

»Scheibenkleister. Ich habe extra so lange mit dem Anruf gewartet, weil ich dachte, jetzt ist er bestimmt schon da. Was meinst du, ist es ein gutes Zeichen, dass er so lange ausbleibt?«

»Ich hab' nicht die leiseste Ahnung.«

»Ach, das wird ein Freudenfest geben! Dann kannst du endlich die arme Flora von dieser grässlichen Schule nehmen und sie zu anständigen Nonnen schicken.«

»Das Freudenfest heute Abend«, sagte Anna, »ist die Konferenz des Kirchenvorstands in unserem Esszimmer. Die Sekretärin, die auch für den Blumenschmuck in der Kirche zuständig ist, hat gerade gekündigt. Sie ist eingeschnappt, weil die Sonntagsschule angeblich ein paar Fächer im Blumenvasenregal in der Sakristei mit Beschlag belegt hat, ohne um Erlaubnis zu fragen, deshalb muss ich das Protokoll führen.«

»Mein armer Schatz. Soll ich euch besuchen kommen und einen Hauch Leben und großstädtisches Flair mitbringen?«

Anna stellte sich so hin, dass sie sich mit der Schulter bequem an die Wand anlehnen konnte.

»Das wäre zu schön.«

»Nächstes Wochenende ...«

Luke ließ das klatschnasse Handtuch auf Floras Notenheft fallen.

»Dad ist da, ich hab' das Auto gehört.«

»Peter ist gekommen«, sagte Anna. »Ich muss Schluss machen. Ich ruf dich wieder an.«

»Ja«, sagte Laura, »ja. Er muss sie gekriegt haben, er muss einfach. Sonst könnt ihr euch gleich begraben lassen.«

Anna legte den Hörer auf und wartete. Luke und Flora warteten ebenfalls. Sie hörten, wie Peter die Autotür zuschlug, dann das quietschende Garagentor zuzog, dann aufs Haus zukam, über den mit Betonplatten ausgelegten Weg, der völlig zugewachsen und von dem

vielen glitschigen Grün das ganze Jahr über gemeingefährlich war. Peter öffnete die Küchentür, kam herein und schloss sie, bevor er sich ihnen zuwandte. Er sah todunglücklich aus.

»Es scheint ...«, sagte er und brach ab. »Es scheint, ich werde nicht Erzdiakon von Woodborough. Neuer Erzdiakon von Woodborough wird einer aus dem Norden, ein gewisser Daniel Byrne.«

2. Kapitel

Anna kniete in der Pfarrhausbank der Kirche von Loxford und sah zu, wie Peter mit flinken Händen die Kommunion vorbereitete. Er wirkte müde, auf eine für schwächliche Menschen typische Art müde und angeschlagen, aber nicht so sehr, dass die Gemeinde es bemerkt hätte. Anna neigte zu der Annahme, dass es den meisten von ihnen nur auffallen würde, wenn er auf abstoßende Art gut aussähe, sodass sie argwöhnisch zueinander sagen könnten: »Der Herr Pfarrer sieht so gesund aus, finden Sie nicht auch; weiß der Himmel, was er immer so treibt.« Ansonsten waren sie nicht gewillt, Peter als Menschen zu betrachten, sondern sahen nur den Pfarrer in ihm, ein Wesen, an das sie moralische Ansprüche stellten, die sie auf sich selbst nie angewandt hätten. Annas einzige gute Freundin in kirchlichen Kreisen, eine Diakonin in Woodborough, meinte, das sei eben so in dörflichen Gemeinden. »Städte sind da viel toleranter. Dörfer verkümmern, weil die Menschen es nicht ertragen, dass man ihren Fantasien von einer idyllischen Abgeschlossenheit den Schleier herunterreißt.« Armer Peter. Der Einzige, der hier verkümmerte, war er. Die Enttäuschung war einfach zu groß. In den drei Tagen seit seinem Gespräch beim Bischof hatte er kaum ein Wort herausgebracht, so sehr quälte ihn das Scheitern all seiner Hoffnungen. Schlaflos hatte er neben Anna in dem Bett gelegen, das zwanzig Jahre lang nicht breit genug gewesen war, und sich hundeeidend gefühlt und jedes Antriebs beraubt. Eine andere Pfarrei, hatte der Bischof vorgeschlagen, vielleicht eine Zeit lang zusammen mit einem Amtsbruder. Er hatte nicht gesagt: »Offen gesagt, Peter, Sie sind noch nicht reif für das Amt eines Erzdiakons«, sondern nur davon geredet, dass jemand von außerhalb der Diözese gebraucht werde, jemand mit ökumenischer Erfahrung in städtischer Seelsorge. Rhabarber, Rhabarber. Peter lag im Dunkeln und hasste den Bischof. Das war der einzige kleine Luxus, den er sich gönnte. Er hatte den derzeitigen Erzdiakon von Woodborough angerufen, einen geschätzten Freund, den Freund, der ihn zu seiner Bewerbung angeregt, sie unterstützt hatte, und der hatte gesagt, er wisse einfach nicht, warum Peter abgelehnt wurde, habe nicht die geringste Ahnung.

Es tue ihm leid, hatte er gesagt, unendlich leid. Aber er hatte gut reden. Er würde demnächst Suffraganbischof in East Anglia werden, und mit ihm würden auch sein Mitgefühl und seine Unterstützung verschwinden.

»Ich gehe nirgendwohin«, hatte Peter zum Bischof gesagt. »Ich verlasse Loxford nicht.«

Der Bischof erwiderte nichts.

»Ich bin immerhin Dekan«, sagte Peter ein bisschen trotzig. »Das ist nicht zu bestreiten.«

Peter sah sich im Amtszimmer des Bischofs um, dessen Wände allesamt voller Bücher waren. Ein Theoretiker, dachte er mit zorniger Verachtung. Ein Theoretiker! Der hat noch nie eine Gemeinde gehabt. Der Bischof, der Peters Gedanken erriet, hätte ihm am liebsten den Arm um die Schultern gelegt und zu ihm gesagt: »Ich kann Sie nicht zum Erzdiakon machen, weil Sie dafür nicht genug Urteilsvermögen und Erfahrung haben, aber Sie sind ein guter Priester, ein gewissenhafter Priester, und es tut mir in der Seele weh, Sie enttäuschen zu müssen.« Stattdessen sagte er sanft: »Wenn Sie darüber nachgedacht haben und doch lieber wechseln möchten, kommen Sie sofort zu mir.«

»Ich werde nicht wechseln«, sagte Peter.

Die Frau des Bischofs hatte ihn mit zärtlicher Fürsorge hinausbegleitet, fast wie einen Kranken. Er stellte sich vor, dass die beiden jetzt Teewasser aufstellten und dabei sagten: »Ach, was für eine unangenehme Geschichte, wie gut, dass wir es hinter uns haben.« Sie stellten tatsächlich Teewasser auf, aber dann nahm es der Bischof wieder vom Herd und sagte, er brauche jetzt eher einen Drink; ach, dieser arme Kerl. Und seine Frau sagte: »Und die arme Frau.«

»Seine Einkünfte hätten sich verdoppelt«, sagte der Bischof und sah traurig auf die zwei Fingerbreit Gin, die noch in der Flasche waren.

»Wie alt ist er?«, erkundigte sich seine Frau.

»Fünfundvierzig.«

»Und er wird nie befördert werden?«

»Ich glaube nicht.«

»Ich würde auch etwas von deinem Gin trinken«, sagte die Frau des Bischofs, »aber mir ist auch so schon zum Weinen zumute.«

Anna hatte nicht geweint. Es war alles viel zu tief gegangen, als dass sie noch hätte weinen können. Luke hatte wahrscheinlich geweint, dachte sie, und Charlotte ganz bestimmt, nachdem sie aus Edinburgh angerufen hatte. Peter meinte, sie hätte es den Kindern nicht sagen sollen, aber sie war, wie sie ihm oft sagte, nicht so eine Mutter. Sie hatte, so glaubte sie jedenfalls, Peter Gelegenheit gegeben zu weinen, falls ihm danach zumute war, aber er hatte sie nicht wahrgenommen. Flora hatte gebrüllt, ohne zu wissen, warum. Sie hatte nur irgendwie gespürt, dass etwas ganz furchtbar schiefgegangen war. Bei der Arbeit an ihrem Gemüsebeet hatte Anna zu Gott gesagt: »Für mich bist Du eine Kröte.« Und auch jetzt, in der Kirche, war sie nicht geneigt, dieses Urteil zu revidieren. Sie sah auf Peters Rücken – ihr fiel auf, dass sie seinen Chorrock diesmal nicht so makellos gebügelt hatte wie sonst, und die alte Miss Dunstable, die für die Pflege der Gewänder in der Kathedrale zuständig war, aber in Loxford wohnte, würde das nicht nur registrieren, sondern auch eine Bemerkung darüber fallen lassen – und fragte sich, was wohl aus ihm werden würde. Nicht im Hinblick auf seine Karriere, denn das Bleigewicht, das ihr das Herz abdrückte, sagte ihr, dass seine Karriere sich in Loxford samt Quindale, Church End, New End und Snead abspielen würde, bis die Posaunen des Jüngsten Gerichts ihn erlösten, sondern als Mensch. Dieser Schicksalsschlag würde ihn verändern; dem konnte er nicht entgehen. Selbst die allmähliche Überwindung seiner Enttäuschung würde Narben und Flecken hinterlassen, wie ein Waldbrand in einer Landschaft. Wie kannst Du ihm so etwas antun, haderte Anna mit Gott, wie kannst Du einem, der Dir dient, so etwas antun! Gott antwortete ihr nicht. Er hielt sich bedeckt. Anna sah erneut zu Peter hin und fragte sich leise und schuldbewusst: »Wird er jetzt noch schwieriger werden?« Sie fragte sich, ob ein Fremder ihm ansehen konnte, dass er schwierig war. Würde so jemand, wenn er Peter jetzt sah, wie er mit seiner gleichmäßigen, angenehmen Stimme die Gebete las, bemerken, dass der Groll so dicht unter seiner Haut lag wie sein Blut, weil das Leben, für das er sich entschieden hatte, nicht den Verlauf nahm, den er sich erhofft hatte? Besorgt hatte sich Anna manchmal gefragt, ob Peter seinen Glauben verloren hatte. Was sie selbst anging, so wusste sie nicht

genau, ob sie je einen gehabt hatte, aber trotz allem überkam sie hin und wieder die freudige Gewissheit, dass sie wusste, was es mit dem Glauben auf sich hatte. Einmal hatte sie Peter diese flüchtige instinktive Erkenntnis beschreiben wollen, aber er hatte nur gesagt: »Ich glaube, du verwechselst Glauben mit Gefühl«, und deshalb hatte sie es nie mehr versucht. Peter hatte im Lauf der Jahre Angst vor Gefühlen bekommen; er hielt sie für unordentliches Zeug, das einen in ein verhängnisvolles Labyrinth der Selbstvergessenheit treiben konnte. In einem rührenden Ausbruch von Vertraulichkeit hatte er einmal zu Anna gesagt: »Weißt du, was mit mir los ist? Ich bin einfach nur einigermaßen intelligent, und sonst nichts.«

Diese persönlichen Grenzen waren für Anna eine große Attraktion gewesen, als sie sich kennengelernt hatten. Als einziges Kind von Eltern, deren skandalöse Lebensweise nur Außenseiter bezaubernd fanden – oh, welch ein Glück, hatte Anna als Kind immer gedacht, welch erhabenes Glück, ein Außenseiter zu sein! –, hatte sich Anna an der Universität nur Freunde gesucht, die ihr geradezu übertrieben normal vorkamen. Sogar die Kahlheit ihres Zimmers in dem Studentenwohnheim hatte für sie, zumindest im ersten Jahr, einen gewissen Reiz. Realität in Form von Banalität erschien Anna als etwas Kostbares, als Gewähr dafür, dass sie aus einem Albtraum in die Klarheit und Vernunft des Wachseins hinausgetreten war. Diese Überreaktion sollte nicht von Dauer sein, aber während Anna noch in ihrem Bann stand, während sie für kurze Zeit eine Vorliebe für adrette Strickjacken und regelmäßige Bibliotheksstunden und das gemeinsame Essen im Wohnheim hatte, lief ihr Peter Bouverie über den Weg.

Sie mochte seinen Namen. Sie mochte seine ruhige Art, sein gelehrtes Aussehen, seine schmalen Hände, die aus den voluminösen Ärmeln der Pullover hervorkamen, welche seine Mutter ihm strickte – es war offensichtlich, dass sie ihn sich als kräftigen, über eins achtzig großen jungen Mann vorstellte, obwohl sie es besser wusste. Er studierte Theologie, ein Fach, das Anna ebenso mysteriös wie anspruchsvoll erschien. Auch er war ein Einzelkind, Sohn einer Witwe; sein Vater war an Krebs gestorben, als er sieben war. Mr. Bouverie sei Anwalt gewesen, sagte Peter, aber er hätte Priester werden wollen und seinen

Entschluss wohl auch verwirklicht, wenn die Krankheit nicht dazwischengekommen wäre. Seine Mutter wurde Kitty genannt. Er zeigte Anna Fotos von ihr. Kitty Bouverie sah aus wie ein munteres Schoßhündchen mit hellen hoffnungsvollen Augen unter gelockten Haarfransen. »Mein Vater hat sie angebetet«, sagte Peter.

Er ließ schon nach kurzer Zeit erkennen, dass er entschlossen war, Anna anzubeten. Sie war durchaus angetan, nicht zuletzt deshalb, weil sie es herrlich fand, jemanden ganz für sich zu haben, jemanden, mit dem sie sich unterhalten konnte. Eine von Peters besten Eigenschaften war seine Fähigkeit zuzuhören. Anna erzählte ihm von ihrer Kindheit, von dem Haus in West Kensington, das einer gigantischen, verdreckten Requisitenkammer beim Theater ähnelte, nach Gesichtspuder und Katzen und vollen Aschenbechern roch, und in dem eine lebensgroße Gipsstatue einer Heiligen stand, die drei Jahre zuvor einer der Liebhaber ihrer Mutter aus Jux auf das Sofa im Salon gelegt hatte und hinterher nicht mehr entfernt worden war. Derselbe Liebhaber hatte aus Straußenfedern Palmwedel gebastelt und sämtliche Treppenhäfen in allen vier Etagen damit geschmückt. Sie wären jetzt völlig verstaubt, sagte Anna, aber auch sie würden nie mehr entfernt werden. Peter sagte: »Meine Mutter hatte nie einen Liebhaber. Ich glaube, sie interessiert sich nicht mehr für Männer. Ich glaube, für sie hat es immer nur einen gegeben, meinen Vater.«

»Dein Vater war auch nicht schwul«, sagte Anna.

Peter, der gerade Kaffee trank, setzte die Tasse ab. »Und deiner ist es?«

»Ja«, sagte Anna voller Stolz und Scham.

Peter sah sie nachdenklich an.

»Aber wie ...«

»Ach, er kann auch mit Frauen«, sagte Anna. »Er macht's nur lieber mit Männern. Also ist das Haus ständig voller Männer. Männer für meinen Vater und Männer für meine Mutter.« Sie war plötzlich überwältigt von der Dramatik ihrer Situation. »Sitz hier nicht rum wie ein ausgestopfter Uhu!«, schrie sie Peter an. »Sag was! Tu was!«

Er nahm sie in die Arme. Dann küsste er sie. Nach einer Weile zog er ihr die Strickjacke und sich den Pullover aus, dann befreite er sie und sich von den restlichen Kleidern und liebte sie auf ihrem Wohnheimbett.

Anna sagte ihm nicht, dass sie keine Jungfrau mehr war, dass sie mit zweien der Männer in West Kensington geschlafen und sich, mit siebzehn, bei dem einen sogar eingeredet hatte, sie sei in ihn verliebt. Sie mochte Peters glatte, reine Haut, sein nach Kindheit riechendes Haar und die Art, wie er sie mit riesigen Augen ansah, wenn er die Brille abgenommen hatte.

»Ich werde mich um dich kümmern«, hatte Peter Bouverie damals zu Anna gesagt. »Wir werden alles gemeinsam machen.«

Er hatte sie in ihre Bettdecke gewickelt und ihr frischen Kaffee gemacht.

»Welche Heilige ist es?«, hatte er gefragt. »Die auf dem Sofa im Salon, meine ich.« Und diese Frage, die Anna zum Lachen brachte, hatte den Erfolg seiner Werbung um sie besiegelt.

Annas Mutter vergötterte ihn. Sie behandelte ihn wie eine unterernährte Kuriosität, umglückte ihn zärtlich, fütterte ihn mit verführerischen Leckerbissen – einer Krabbenschere, einer Litschi, einer Schokoladentrüffel –, bat ihn, ihr Gott, den Himmel oder die Sünde zu beschreiben, benutzte ihn als Beichtvater, versuchte, ihn als Bischof zu verkleiden, und führte ihn ihren Freunden vor. Zu Annas Verblüffung ließ Peter sich alles gefallen, obwohl es ihm nicht besonders zusagte. Gutmütig ließ er alles über sich ergehen, nur bei der Verkleidung sträubte er sich. Er bewies sogar einen gewissen Mut.

»Na, sag's schon«, forderte Laura Marchant ihn auf. »Nur zu, kleiner Padre, sprich's aus. Sag, dass das hier das ekligste, widerlichste Haus in der gesamten Christenheit ist. Ich seh' dir doch an, dass du das denkst. Also sag's auch!«

»Es ist so abscheulich«, sagte Peter ruhig, »dass ich hier lieber nichts essen würde, und manchmal muss ich mein Hemd über mein Kopfkissen legen.«

Laura war hingerissen. Sie umarmte ihn mit klirrenden Armbändern und Perlen. Dann begann er mit der gleichen stoischen Ruhe, einen Teil der Küche sauber zu machen. »Für Anna und mich«, sagte er.

Annas Vater, ein nicht sonderlich talentierter Schauspieler, sagte zu Peter: »Heirate mich. Heirate mich auf der Stelle. Du bist die geborene Ehefrau.«

Dank Peter fühlte sich Anna zum ersten Mal im Leben wohl in ihrem Elternhaus. Lebenslange Lügen wurden in Scherze umgemünzt; am Ende des langen Tunnels aus exaltiertem Betragen und verkrampftem Nonkonformismus sah sie jetzt ein Licht, das Licht eines Lebens mit Peter. Sie war überzeugt, dass sein Glaube ansteckend sein würde, dass, wie die Mutterliebe machtvoll mit der Geburt des Kindes einsetzt, ihr Glaube mit der Eheschließung erstehen würde. Ihre Schwiegermutter in spe sah sie besorgt an und sagte: »Bist du sicher, dass du es mit Gott aufnehmen kannst? Ich meine, er ist ziemlich anstrengend.«

»Oh, doch«, sagt Anna, die sie nicht verstand.

»Du musst es wissen«, erwiderte Kitty Bouverie und fingerte an einem Blumenstrauß herum, den sie arrangierte. »Du kennst dich selbst am besten, intelligent wie du bist. Aber unter uns gesagt, ich bin mir nicht sicher, ob ich das geschafft hätte. Mit Gott, meine ich. Vielleicht war es ein Segen ...« Sie brach ab. »Da haben wir's. Jetzt hab' ich doch glatt eine Lilie abgebrochen.«

»Kitty kins« sagte Laura zu ihr. Annas Vater nannte sie Madame Bovary. Sie saß im Salon neben der liegenden Heiligen. »Total flachbrüstig, wie du siehst«, sagte Annas Vater, indem er auf die Heilige zeigte und Kitty eine ungeschickt geöffnete Dose Kaviar und einen Esslöffel anbot. »Also muss es die heilige Agatha sein. Der hat man nämlich die Brüste abgeschnitten« – er hielt ihr einen Löffel voll glänzendem Kaviar hin; Kitty wurde bleich –, »weil sie sich den lüsternen Avancen eines gewissen Quintian standhaft widersetzte. Runter damit, Madame Bovary, runter damit.« Er leckte sich die Lippen.

Kitty sagte mit ihrem dünnen Stimmchen: »Tut mir leid, aber ich kann Kaviar nicht ausstehen.«

Mit Wonne reihten die Marchants Kitty in dieselbe Kategorie liebenswerten Schnickschnacks ein, die sie für ihren Sohn eingerichtet hatten. Wie Peter hatte offenbar auch Kitty nichts dagegen einzuwenden. »Deine Mutter«, sagte sie zu Anna, »findet, das hast du schlaue angestellt, dass du uns beide gefunden hast.«

»Das ist aber gar nicht herablassend gemeint«, sagte Anna hastig.

»Natürlich nicht«, erwiderte Kitty überrascht. »Sie ist ja eine Seele von Mensch.«